

Marie Eloundou; Lisa Karst; Dulguun Shirchinbal

Dear white professors, warum sind alle „Klassiker“ 'weiß'?

2022

<https://doi.org/10.25969/mediarep/18120>

Veröffentlichungsversion / published version
Zeitschriftenartikel / journal article

Empfohlene Zitierung / Suggested Citation:

Eloundou, Marie; Karst, Lisa; Shirchinbal, Dulguun: Dear white professors, warum sind alle „Klassiker“ 'weiß'?. In: *Zeitschrift für Medienwissenschaft*, Jg. 14 (2022), Nr. 1, S. 172–179. DOI: <https://doi.org/10.25969/mediarep/18120>.

Nutzungsbedingungen:

Dieser Text wird unter einer Creative Commons - Namensnennung - Nicht kommerziell - Keine Bearbeitungen 4.0/ Lizenz zur Verfügung gestellt. Nähere Auskünfte zu dieser Lizenz finden Sie hier:

<https://creativecommons.org/licenses/by-nc-nd/4.0/>

Terms of use:

This document is made available under a creative commons - Attribution - Non Commercial - No Derivatives 4.0/ License. For more information see:

<https://creativecommons.org/licenses/by-nc-nd/4.0/>

MARIE ELOUNDOU / LISA KARST / DULGUUN SHIRCHINBAL

DEAR WHITE PROFESSORS, WARUM SIND ALLE «KLASSIKER» «WEISS»? —

Gegenwart

¹ Wir haben uns entschieden, in der ersten Person zu schreiben, um Raum für mehrere Perspektiven zu ermöglichen. Im Gegensatz zu einem «wir» erlaubt uns das «ich» ein mehrstimmiges Gespräch, in dem unterschiedliche Positionen eingenommen werden können.

² Vgl. Anna von Rath: Rondell mit Afrikaner*innen und Umbenennungsdebatte, Eintrag im Blog *Postcolonial Potsdam*, 15.7.2020, postcolonialpotsdam.org/2020/07/15/rondell-mit-afrikanerinnen-und-umbenennungsdebatte (22.11.2021).

³ Vgl. dies.: Das chinesische Haus: Ein Beispiel der Chinoiserie des 18. Jahrhunderts, Eintrag im Blog *Postcolonial Potsdam*, 19.3.2020, postcolonialpotsdam.org/2020/03/19/chinesisches-haus-und-chinoiserie (22.11.2021).

⁴ Vgl. Yann Le Gall, Anna von Rath: Statuen von Afrikanern vor dem Neuen Palais, Eintrag im Blog *Postcolonial Potsdam*, 16.3.2020, postcolonialpotsdam.org/2020/03/16/statuen-von-afrikanern-am-neuen-palais (22.11.2021).

⁵ Vgl. Naomie Gramlich, Lydia Kray: Botanische Gärten post/ kolonial gedacht (Teil 1), Eintrag im Blog *Postcolonial Potsdam*, 5.3.2020, postcolonialpotsdam.org/2020/03/05/botanischer-garten-1 (22.11.2021); dies.: Botanische Gärten post/ kolonial gedacht (Teil 2), Eintrag im Blog *Postcolonial Potsdam*, 5.3.2020, postcolonialpotsdam.org/2020/03/05/botanischer-garten-2 (22.11.2021).

Ich¹ bin auf dem Weg zur Universität und gehe dabei durch den Weltkulturerbe-Park, vorbei am Rondell², am Teehaus³ und an einigen Statuen⁴, bevor ich auf den Campus gelange ...

Der Standort der Uni Potsdam am Neuen Palais schließt unmittelbar an das berühmte Schloss Sanssouci an. Beide Bauwerke sind geschmückt mit Bildern, Statuen und anderen Kunstgütern, die entweder direkt oder indirekt mit dem brandenburgischen Kolonialterror in Verbindung stehen. Hinzu kommt der benachbarte Botanische Garten, dessen Vielfalt an Pflanzen auch von der gewaltvollen Vergangenheit Brandenburgs zeugt.⁵ Jedes Mal fühlt es sich aufs Neue befremdlich und absurd an. Gefühle von Scham, Wut und Entrüstung begleiten mich bis in den Vorlesungssaal. Ich blicke um mich und stelle mir die Frage, wieso es völlig normal zu sein scheint, im ehemaligen Dienerhaus zu sitzen und die destruktive Geschichte des Standortes auszublenden. Ist diese Vergangenheit nicht Teil unserer Gegenwart? Sollte sie nicht sichtbar werden in unseren Gedanken und Gesprächen, angeleitet durch kritische Literatur? Sind wir nicht verpflichtet, durch theoretische Linsen zu erkennen, dass wir unterschiedlich situiert sind und uns dementsprechend auch unterschiedlich durch diese Räume bewegen?

Die Universität soll ein Ort der freien und unabhängigen Bildung sein. Betrachtet man jedoch die westzentrierte Wissenschaftsgeschichte, so entsteht schnell der Eindruck, *weiße* Männer seien die einzigen, die gute Einfälle hätten. Nicht nur die Definitionsmacht über «Erfindungen» und «Entdeckungen», sondern auch das Ausüben «guter Forschung» obliegt anscheinend ausschließlich dieser kleinen Gruppe von Menschen. Besonders die Philosophie wirkt wie ein exklusiv *weiß*-männliches Tätigkeitsfeld, wenn die Hintergründe dieser verschobenen Wahrnehmung nicht ausreichend beleuchtet werden.

Das Bild des *weißen* Mannes hat sich in den meisten Köpfen derart eingepägt, dass auch der geschlechtsneutrale Begriff des «Gelehrten» oftmals eine Assoziation mit einem solchen hervorruft. Eine schnelle Google-Bildersuche

bestätigt mir dies und zeigt zugleich, dass sie nicht von ungefähr kommt. Auch in den Universitätskursen wird diese Verknüpfung oftmals bereits durch die zu lesende Literatur immer wieder verstärkt, kaum aufgebrochen und selten in ein neues Licht gerückt. So unkritisch zahlreiche <Klassiker> vorgestellt werden, so unhinterfragt wurden sie von mir zunächst entgegengenommen.

Meine Ehrfurcht vor Namen wie Foucault, Baudrillard und Kant erstickte den leisen Wunsch nach nicht-*weißen* Perspektiven im Keim. Dabei hielt und halte ich die Universität für einen Ort, der mir nicht nur Inhalte, sondern auch kritisches Hinterfragen näherbringt – eine Methodik, die auf diejenigen Werke und Personen, die es zur Aufnahme in den Kanon gebracht haben, oftmals nicht angewandt wird. Dabei wären Einordnung, Auf- und gegebenenfalls Überarbeitung von ebendiesem durchaus wichtig, um die verstärkte Binarität von *weiß*/universal und nicht-*weiß*/partikular aufzubrechen. **Ein entschuldigender Hinweis darauf, dass es eben kaum relevante Schriften von nicht-weißen Autor_innen gäbe, sollte nicht die Antwort auf, sondern der Ausgangspunkt für kritische Fragen sein.**

Wenn es an Universitäten weiterhin versäumt wird, Texte von nicht-*weißen* Autor_innen in den Kanon aufzunehmen oder zumindest über die auf Rassismen beruhenden Machtverhältnisse zu sprechen, die die Grundlage für die Überzahl an *weißen* Autor_innen bilden, dann ist sie als Institution mitschuldig an der Aufrechterhaltung einer eurozentrisch-kolonialen Perspektive, die aktiv zur Verfestigung vermeintlicher Wahrheiten im kollektiven Gedächtnis beiträgt.

Vergangenheit

In Europa wurde über die letzten Jahrhunderte systematisch der Großteil aller außereuropäischen Erkenntnisse, Weltanschauungen und Religionen diskreditiert, verunglimpft und aus dem Wissenskanon verbannt. Der Grund? Ihre Verfasser_innen waren zu Schwarz, zu fremdsprachig oder zu weiblich. Das Ausradieren solcher Stimmen und Wissensstände bezeichnet der Soziologe Boaventura de Sousa Santos in seinen extremsten Formen als <Epistemizid>: «Der ungleiche Austausch zwischen Kulturen hat schon immer den Tod der Wissensform der unterworfenen Kultur impliziert und damit den Tod der sozialen Gruppen, in deren Besitz sie sich befand.»⁶ Durch den Ausschluss von allem, was als <andersartig> markiert wurde, bleibt eine eindimensionale Sicht auf die Welt, die das verhältnismäßig kleine Europa als <Abendland> und wider besseres Wissen als Ideenschmiede der gesamten Welt inszeniert. Zu sehen ist dies etwa, wie von Enrique Dussel in *Von der Erfindung Amerikas zur Entdeckung des Anderen* beschrieben, an der weithin verbreiteten Darstellung der Moderne als europäisches Phänomen. Durch die ausschließliche Konzentration auf <westliche> Personen und Ereignisse wird aus der Darstellung eine Tatsache.⁷

Ebenso wenig, wie wissenschaftliche oder kulturelle Errungenschaften außerhalb Europas anerkannt werden, spielen die Voraussetzungen für den

⁶ Vgl. Boaventura de Sousa Santos: *Epistemologien des Südens*, Münster 2018, 141.

⁷ Vgl. Enrique Dussel: *Von der Erfindung Amerikas zur Entdeckung des Anderen. Ein Projekt der Transmoderne*, Düsseldorf 1993, 9.

angeblich innereuropäischen <Ideenreichtum> bisher eine Rolle in der Geschichtsschreibung.⁸ Denn diese Ideen sind keineswegs im luftleeren Raum entstanden. Ihnen ging ein Netz aus anderen Entdeckungen und vor allem verschiedenster Privilegien voran, die es den dann groß gefeierten Erfinder_innen überhaupt erst ermöglichten, diese Ideen zu entwickeln. Man denke dabei etwa an die Gewinnung und Präparation von Kautschuk, einem Rohstoff von enormer Bedeutung für die Industrialisierung. Während die indigenen Bevölkerungen des Amazonas in Erzählungen oftmals als <kulturlose> Menschen frei von Wissen und Technik gezeichnet wurden, wurden weiße Wissenschaftler_innen für ihre Kautschuk-Aufbereitung als revolutionär gefeiert.⁹ Dass Erstere lange Zeit Vorreiter_innen in puncto qualitativer Verarbeitung des Naturstoffs waren und mit ihrem Wissen die Grundlage für die Erfolge im sogenannten <Westen> legten, blieb und bleibt weitestgehend unerwähnt.¹⁰

Für die Entwicklung des vermeintlichen europäischen Ideenreichtums brauchte es vor allem drei Privilegien: Zeit, Geld und Bildung. Diese Privilegien standen, zumindest bis zur zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts, fast ausschließlich der *weißen*, cis-männlichen Bevölkerung zur Verfügung. Ein Luxus, den sie sich vor allem leisten konnten, weil sie andere für sich arbeiten ließen. Egal ob auf den Plantagen in den Kolonien,¹¹ auf Transportschiffen oder in den Häusern der Oberschicht. Der europäische Wohlstand und die europäische Vorstellung von Fortschritt hängen grundlegend mit der Unterordnung und Ausbeutung der Kolonien zusammen und deshalb lässt sich der europäische Entwicklungsprozess auch nicht losgelöst von diesen betrachten.¹²

Die Weitergabe unhinterfragter Annahmen der europäischen Überlegenheit beginnt schon früh in der Bildungslaufbahn. Bereits in der Grundschule wurde mir beigebracht, dass Kolumbus die Amerikas <entdeckt> habe. Dass die Kontinente nicht entdeckt werden mussten, fand keine Erwähnung; immerhin lernte ich Jahre später, die Bevölkerungen nicht bei dem Namen zu nennen, die der Seefahrer ihnen aufgrund seiner Orientierungsprobleme gegeben hatte. Dass das Narrativ der <Entdeckung der Amerikas> trotz des vorhandenen Wissens um die Existenz der indigenen Bevölkerungen und ihrer systematischen Auslöschung eine eurozentrische Weltsicht offenbart, dämmert mir erst heute. Dieser verzerrten Beschreibung zufolge wurde die Welt von Europa aus erschlossen; die Kontinente werden erst mit dem Landgang eines Europäers in die Existenz gerufen und danach auf Karten in oftmals falschen Größenverhältnissen um die alte Welt herum angeordnet. Vor allem jedoch ist diese Darstellung mit einer bestimmten Vorstellung davon verbunden, wer Wissen erlangt und über wen Wissen erlangt wird.

Dass auch mein Wissen um die deutschen Machenschaften in Übersee auf einer verharmlosenden Darstellung beruhte, erkannte ich erst im zweiten Semester meines Studiums im Rahmen eines freiwilligen Seminars, dass sich mit Potsdam und Brandenburg als Orten kolonialer Vergangenheit auseinandersetzte. Die meist brutalen Geschehnisse rund um die deutschen Kolonialbestrebungen fanden in meiner Schullaufbahn nur als Randnotiz statt. Zwar finden sich

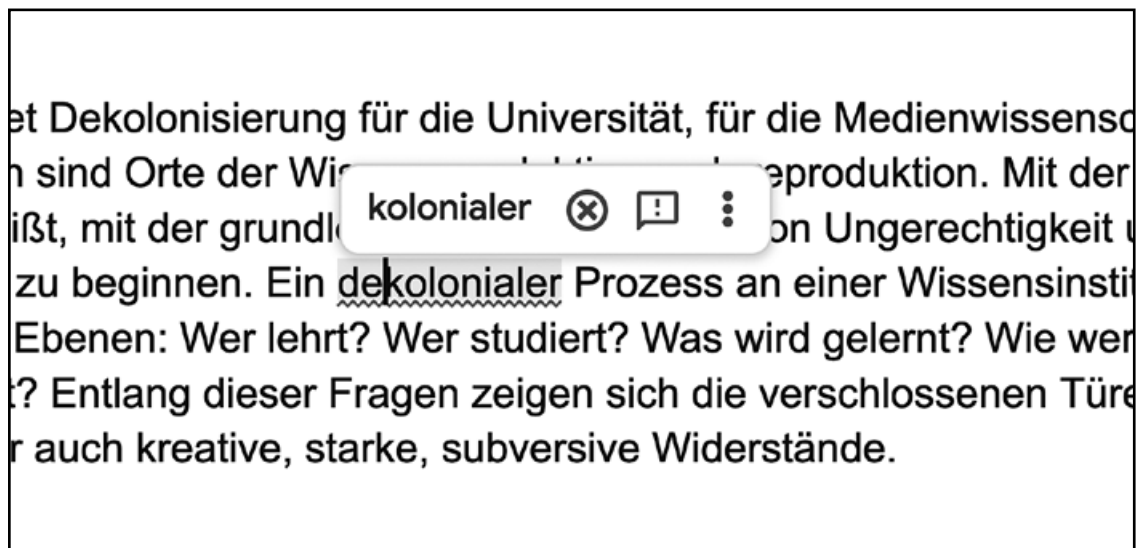
⁸ Vgl. Dipesh Chakrabarty: *Europa als Provinz. Perspektiven postkolonialer Geschichtsschreibung*, Frankfurt/M. 2010, 41.

⁹ Vgl. Jens Soentgen: *Konfliktstoffe. Über Kohlendioxid, Heroin und andere strittige Substanzen*, München 2019, 106–109.

¹⁰ Vgl. ebd., 116–119.

¹¹ Vgl. u. a. Ulrike Bergermann: *Baumwolle: Gefüge mit Gewalt*, in: *Zeitschrift für Medienwissenschaft*, Bd. 12, Nr. 22: Medium | Format, 2020, 122–129.

¹² Vgl. Olaf Zimmermann, Gabriele Schulz: *Kolonial-Kultur-Debatte als Katalysator*, in: Olaf Zimmermann, Theo Geißler (Hg.): *Kolonialismusdebatte. Bestandsaufnahme und Konsequenzen*, Berlin 2019, 17–19, hier 18.



Screenshot vom Schreibprozess im Google-Doc, 8.2.2022

im Berliner Rahmenlehrplan durchaus die Stichworte «Kolonien», «Kolonialreiche» und «Dekolonisierung», nach der Vorstellungsrunde im Seminar stellten jedoch alle Beteiligten fest, dass diese Themen entweder keine oder lediglich sehr wenig Beachtung im Unterricht fanden. Wenn die europäische bzw. deutsche Kolonialgeschichte überhaupt behandelt wurde, gab es weder Raum noch die nötigen Denkanstöße, um das Anspruchsdenken europäischer Staatsoberhäupter im Hinblick auf den afrikanischen Kontinent überhaupt nur aufzuzeigen. Stattdessen wurde fast bedauernd darauf hingewiesen, dass Deutschland beim als «Rennen um einen Platz an der Sonne» bezeichneten Raub fremder Ländereien zu spät gewesen sei. Die unhinterfragte Verwendung solcher Euphemismen und die oberflächliche, einseitige und distanzierte Abarbeitung von Kolonialismus verstärken den Eindruck, die Unterwerfung der betroffenen Bevölkerungen, die mitunter genozidale Gewalt gegen sie sowie der Versuch der Auslöschung ihrer Kulturen sei in irgendeiner Weise sachlicher und nicht ideologischer, rassistischer Natur gewesen.

Gemeinhin wird behauptet, der deutsche Kolonialismus habe sich von «1884 bis zum Ende des Ersten Weltkrieges»¹³ erstreckt, tatsächlich aber begann die deutsche Kolonialgeschichte schon ca. 200 Jahre zuvor.¹⁴ Bereits 1680/81 wurde die erste Handelsexpedition unter brandenburgischer Flagge nach Westafrika unternommen. Als Mitbringsel wünschte sich der Kurfürst Friedrich Wilhelm von Brandenburg unter anderem Schwarze Menschen, die fernab ihrer Heimat und Freiheit als Bedienstete an seinem Hof arbeiten sollten.¹⁵ Von der Gründung

¹³ Christoph Hasselbach: Schatten des deutschen Kolonialismus, in: Deutsche Welle, 18.6.2020, [dw.com/de/die-schatten-des-deutschen-kolonialismus/a-53860535](https://www.dw.com/de/die-schatten-des-deutschen-kolonialismus/a-53860535) (20.11.2021).

¹⁴ Horst Gründer: Geschichte der deutschen Kolonien, 7. Aufl., Stuttgart 2018.

¹⁵ Vgl. Elisabeth Nechutnys: Brandenburgs Verbindung zur kolonialen Vergangenheit Deutschlands, Eintrag im Blog Postcolonial Potsdam, 27.4.2014, postcolonialpotsdam.wordpress.com/2014/04/27/brandenburgs-verbinding-zur-kolonialen-vergangenheit-deutschlands/ (18.11.2021).

des Stützpunktes Fort Groß Friedrichsburg im Jahre 1683 und der gleichnamigen Kolonie erhoffte sich der Kurfürst, die Staatskassen nach dem Dreißigjährigen Krieg wieder füllen zu können.¹⁶ Da der Handel mit Menschen am meisten Gewinn brachte, diente die Festung bald als Umschlagplatz für versklavte Menschen. Als das koloniale Experiment 1717 für gescheitert erklärt wurde, hatte es bereits schätzungsweise 15.000 bis 30.000 Afrikaner_innen ihre Freiheit gekostet.¹⁷ Diese waren von Menschenhändler_innen im Landesinneren geraubt und an die Küste verschleppt worden. Im Fort Groß Friedrichsburg wurden sie festgehalten, bis sie überwiegend nach Südamerika verschifft wurden, um dort als versklavte Menschen auf den Zuckerrohrplantagen zur Arbeit gezwungen zu werden. Allein der Umstand, dass es der Geschichtsschreibung bis heute kaum gelungen ist, 200 Jahre Kolonialgeschichte im kollektiven Gedächtnis zu verankern, zeigt das massive Nachholbedürfnis in der Aufarbeitung der gewaltvollen deutschen Kolonialterrorergangenheit.

Auch die Darstellung des bundesrepublikanischen <Wirtschaftswunders> beruht auf einer Perspektive, die keinen Raum für die Rolle nicht-weißer Menschen lässt. Nur zehn Jahre nachdem das nationalsozialistische Deutschland durch die Alliierten besiegt und weite Teile des Landes zerstört worden waren, rollte 1955 in Wolfsburg der millionste VW Käfer vom Band.¹⁸ Das außerordentliche Wirtschaftswachstum brachte nicht nur zahlreichen Menschen Wohlstand, den sie und ihre Nachkomm_innen bis heute genießen, sondern verhalf der Bundesrepublik bereits relativ kurz nach Kriegsende auch zu Ansehen auf der internationalen Bühne. Der Beitrag der sogenannten <Gast-> und Vertragsarbeiter_innen wurde indessen jahrzehntelang nicht gewürdigt oder überhaupt nur wahrgenommen. Statt ihrer Leistung und ihrer Notwendigkeit brannte sich ihre (angebliche) Fremdheit in das kollektive Gedächtnis ein. «Es wurden Arbeiter gerufen, doch es kamen Menschen an»,¹⁹ singt der türkische Musiker Cem Karaca und beschreibt damit die damalige Situation, mit der viele nach ihrer Ankunft in Deutschland konfrontiert wurden. Die Erfahrungen und Bedürfnisse dieser Menschen werden im dominanzgesellschaftlichen Diskurs²⁰ wenn überhaupt nur sparsam eingebunden – vielleicht auch um uns nicht mit der daraus resultierenden sozialen Ungleichheit von heute beschäftigen zu müssen. Wer studiert? Wer darf Professor_in werden? Wessen Perspektiven sind in der Wissenschaft willkommen?

Nicht nur der Umgang mit der deutschen Kolonialterrorergangenheit, sondern auch die jüngere Migrationsgeschichte rückt weiße Perspektiven in den Vordergrund und lässt andere Lesarten und Betrachtungswinkel konsequent außen vor. So ging es während des Flüchtlingszuzugs 2015 schnell weniger um die Flüchtenden, sondern um die Held_innen, die sie empfangen und ihnen Spenden übergaben, oder um die Nachteile und Konsequenzen, die eine solche Entwicklung auf die weiße Dominanzgesellschaft hätte.²¹ Um ein besseres Verständnis für aktuelle und zukünftige Problematiken zu entwickeln, muss der Vergangenheit mit Ehrlichkeit begegnet werden.

¹⁶ Vgl. Marc von Lüpke-Schwarz: Als die Brandenburger mit Sklaven handelten, in: *Deutsche Welle*, 17.8.2013, dw.com/de/als-die-brandenburger-mit-sklaven-handelten/a-16947167 (18.11.2021).

¹⁷ Die Diskrepanz der angegebenen Zahlen kann laut Andreas Austilat damit erklärt werden, dass ein Teil der Menschen die Seereise nicht überlebte, also weniger versklavte Afrikaner_innen ankamen, als verschleppt und verschifft wurden. Andreas Austilat: Auch der Kurfürst war ein Sklavenhändler, in: *Der Tagesspiegel*, 18.6.2020, tagesspiegel.de/kultur/brandenburgs-kolonialgeschichte-auch-der-grosse-kurfuerst-war-ein-sklavenhaendler/25924654.html (18.11.2021).

¹⁸ Vgl. o. A.: Vom Alliierten-Auftrag zum meistverkauften Auto der Welt, in: *Norddeutscher Rundfunk*, 6.11.2021, nrd.de/geschichte/chronologie/VW-Kaefers-Vom-Alliierten-Auftrag-zum-meistverkauften-Auto-der-Welt,vwkaefer100.html (22.11.2021); Klemens Handke: Das ist der wahre Erfinder des VW Käfers – er starb einsam und arm, in: *Business Insider*, 14.10.2021, businessinsider.de/wirtschaft/mobility/das-ist-der-wahre-erfinder-des-vw-kaefers-r (22.11.2021).

¹⁹ Cem Karaca: «Es kamen Menschen an», Track 5 der beim Label Pläne erschienenen LP *Die Kanaken von 1984*. Das dem Titel zugrunde liegende Zitat stammt von Max Frisch, welcher 1965 im Vorwort zu dem Buch *Siamo italiani – Die Italiener. Gespräche mit italienischen Arbeitern in der Schweiz* von Alexander J. Seiler schrieb: «Ein kleines Herrenvolk sieht sich in Gefahr: man hat Arbeitskräfte gerufen, und es kommen Menschen».

²⁰ Vgl. Birgit Rommelspacher: *Dominanzkultur. Texte zu Fremdheit und Macht*, Berlin 1995.

²¹ Vgl. Heidrun Friese: *Flüchtlinge. Opfer – Bedrohung – Helden. Zur politischen Imagination des Fremden*, Bielefeld 2017.

Kolonialismus prägt unsere Bildung und demnach unsere Sicht auf die Welt. Kolonialismus bedeutet eine Auslöschung von Wissen.²² Wir lernen und arbeiten ausschließlich mit den Erkenntnissen, die nach einem kolonialen Filterprozess übrigbleiben. Ein universitäres Curriculum, das auf einem mehrheitlich *weißen* Kanon wissenschaftlicher Literatur beruht, schreibt die Herrschaftsformen der Wissensproduktion fort.

Zukunft

Rassismus und dessen Aufarbeitung existieren nicht erst seit der Black-Lives-Matter-Bewegung. Oftmals ist die Sichtbarkeit einer Bewegung das Ergebnis jahrzehntelanger Arbeit. Die Geschichte der antirassistischen und antikolonialen Widerstände erstreckt sich über Jahrhunderte; denn wo es Unterdrückung gab, gab es auch Widerstand. Allerdings schafft es die Dominanzgesellschaft immer wieder, die Kämpfe, die sich gegen sie richten, als ganz neue, nicht ernst zu nehmende Standpunkte darzustellen und als «störend» abzutun. Dabei wird vergessen: Wer genervt ist von dem Thema, es als ungemütlich oder lästig empfindet, sollte sich fragen, wie ungemütlich es erst ist, wenn es nicht nur um den Inhalt von theoretischen Diskursen, sondern um die eigene Realität geht. Ein wenig anders verläuft der Diskurs um Diversität: Fast zu enthusiastisch werden die mit ihm assoziierten Begriffe an Institutionen aufgegriffen, Forschungsgelder bewilligt und an der unternehmerischen Hochschule im Rahmen des Diversity-Management eingebunden. Diversität lohnt sich für die Hochschule: Sie kann mit ihrer «Vielfalt» werben, die «interkulturelle Kompetenz» ihrer Mitglieder fördern und Zertifikate aushängen – oft ohne nachhaltige strukturelle Änderungen durchführen zu müssen.

Dekolonisierung wird oft fälschlicherweise mit Diversität gleichgesetzt. But «decolonization doesn't have a synonym».²³ Es gehört mittlerweile zum guten Ton, einmal zu erwähnen, dass dieser oder jener Text oder Autor «problematisch» sei, aber trotzdem unersetzlich. Oder eine_n nicht-weiße_n Autor_in in der letzten Sitzung des Semesters zu lesen und zu glauben, das Curriculum dekolonisiert zu haben. *Decolonise this, decolonise that* ... Damit soll nicht behauptet werden, dass hinter diesem Diskurs nicht die Arbeit unzähliger Wissenschaftler_innen steckt. Ganz im Gegenteil – die kritische Anmerkung bezieht sich auf die neoliberale Wissenschaftspraxis, die sich das Wissen und die Erfahrungen marginalisierter Communitys zu eigen macht, sie entkontextualisiert und ihres subversiven Potenzials beraubt.

Oft scheint es in der Dekolonisierungsdebatte, als ginge es um Streichungen in der Geschichte oder um den Verlust von Worten oder Erzählweisen, dabei ist genau das Gegenteil der Fall. Durch eine inklusivere Geschichte kommen weitere Perspektiven hinzu, die den Wahrheitsgehalt steigern. Und: die Wahrheit zu ergründen sollte schließlich Ziel der Wissenschaft sein, oder? Bei der Dekolonisierung im Bildungsbereich geht es um mehr als Chancengleichheit

²² Vgl. Ramón Grosfoguel: The Structure of Knowledge in Westernized Universities. Epistemic Racism/Sexism and the Four Genocides/Epistemicides of the Long 16th Century, in: *Human Architecture: Journal of the Sociology of Self-Knowledge*, Bd. 11, Nr. 1, 2013, 73–90.

²³ Eve Tuck, K. Wayne Yang: Decolonization is not a metaphor, in: *Decolonization: Indigeneity, Education & Society*, Bd. 1, Nr. 1, 2012, 3.

oder das Einbringen anderer Perspektiven. Geschichte ist mehr als die unhinterfragte Darstellung Europas als überlegenem Kontinent und zugleich Nabel der Welt. Es geht also um nichts weniger als die Richtigstellung unserer gemeinsamen Geschichte.

Dekolonisierung bedeutet einen Wandel unserer Perspektiven auf die Welt, die De-Zentrierung von hegemonialen Lebensweisen und einen Kampf gegen Kolonialismus, Rassismus und Imperialismus in all ihren Erscheinungsformen. Dekolonisierung umfasst eine «multitude of definitions, interpretations, aims and strategies».²⁴ Dekolonisierung ist weder ein einfacher, schneller noch ein gemütlicher Prozess. Dekolonisierung heißt grundlegende Transformation. Im Gegensatz zum Konzept von «Diversity» geht es bei Dekolonisierung nicht um eine «Bereicherung», «Mehrwert» oder «Gewinn» – es geht um Gerechtigkeit und materielle Reparationen.

Was bedeutet Dekolonisierung für die Universität, für die Medienwissenschaft? Universitäten sind Orte der Wissensproduktion und -reproduktion. Mit der Universität zu beginnen heißt, mit der grundlegenden Legitimation von Ungerechtigkeit und Ausbeutung zu beginnen. Ein dekolonialer Prozess an einer Wissensinstitution bezieht sich auf alle Ebenen: Wer lehrt? Wer studiert? Was wird gelernt? Wie werden finanzielle Mittel verteilt? Entlang dieser Fragen zeigen sich die verschlossenen Türen²⁵, die großen Lücken, aber auch kreative, starke, subversive Widerstände.

Studierende spielen eine wichtige Rolle, wenn es um herrschaftskritisches Wissen und widerständige Praktiken an Hochschulen geht. *Rhodes Must Fall* an der Universität Kapstadt, *Why Is My Curriculum White*²⁶ am University College London, *AK Uni-Watch*,²⁷ die Initiative *Intersektionales Lebramt*²⁸ an der Freien Universität Berlin und die *Black Student Union*²⁹ an der Humboldt-Universität zu Berlin sind nur einige Beispiele unterschiedlicher Initiativen weltweit. Sie fordern den Status quo heraus, indem sie Missstände benennen und Störungen im *business as usual* der *white academia* hervorrufen.

Jede dieser Interventionen verursacht Risse im Elfenbeinturm. Die Universität als Institution mag undurchdringlich erscheinen, doch genau durch diese Risse wird sichtbar, dass nicht nur die westzentrierte Wissenschaft, sondern auch Europa eine Erfindung ist. Als solche ist es abhängig von der ständigen Abgrenzung von allem, was von ihm als «anders» oder «fremd» markiert wird. Insbesondere die Konstruktion des sogenannten «Oriens» war und ist dabei als eine Art imaginierter Gegenpol von besonderer Wichtigkeit.³⁰ Nur durch diese als *othering* bezeichnete Praxis kann Europa sich selbst als «Norm» und agierendes Subjekt in der Welt und Maßstab für ebendiese verstehen.³¹ Das zeigt sich wie bereits beschrieben in der Geschichtswissenschaft: Alles, was geschieht oder schon geschehen ist, wird nur durch die Beziehung zu dieser Norm bedeutungsvoll. Die eigene Abhängigkeit von allem Nicht-Europäischen wird so gezeugnet und unsichtbar gemacht. *There is no West without the Rest.*³²

²⁴ Gurminder K. Bhambra, Dalia Gebrial, Kerem Nişancıoğlu: Introduction: Decolonising the University?, in: dies. (Hg.): *Decolonising the University*, London 2018, 1–10, hier 2.

²⁵ Vgl. Sara Ahmed: Slammed Doors, Eintrag im Blog *feministkilljoys*, 17.3.2020, feministkilljoys.com/2020/03/17/slammed-doors/comment-page-1 (22.11.2021).

²⁶ Nathan E. Richards: Why is my curriculum white?, Video (00:20:09 min.), 11.11.2014, YouTube-Kanal des University College London, youtube.com/watch?v=Dscx4h2l-Pk (22.11.2021).

²⁷ akuniwatch.wordpress.com (22.11.2021).

²⁸ initiative-intersektionales-lebramt.de (22.11.2021).

²⁹ bsuhu.wordpress.com (22.11.2021).

³⁰ Edward Said: *Orientalism*, New York 1979, 1.

³¹ Vgl. Gayatri Chakravorty Spivak: The Rani of Sirmur. An Essay in Reading the Archives, in: *History and Theory*, Bd. 24, Nr. 3, 1985, 247–272.

³² Vgl. Stuart Hall: *Rassismus und kulturelle Identität. Ausgewählte Schriften 2*, Hamburg 1994.

Wie sehr kann die Medienwissenschaft solche Muster entschlüsseln, wenn sie selbst etwa durch den Kanon auf akademischer Ebene Ungleichheiten aufrechterhält und reproduziert? Die Medienwissenschaft als «Meta-Wissenschaft» bezeichnet sich als «junge Disziplin» und lässt dabei unerwähnt, dass sie sich gemütlich im Schoß der <westlichen Philosophiegeschichte> eingerichtet hat. In guter alter Tradition schreibt sie koloniale Denkmuster und Narrative fort, behauptet aber einen «Beitrag zum Verständnis von Geschichte, Kultur und Gesellschaft» leisten zu können.³³ Ist das gute Wissenschaft?³⁴

Die studentische Forderung nach Texten von nicht-weißen Autor_innen mag auf den ersten Blick simpel erscheinen. Doch ist dieser geäußerte Anspruch keine Bitte um mehr Diversität, sondern ein Verlangen nach Vorbildern und relevanter Theorie – für mich und für alle anderen, die sich im Kanon der <großen Denker> und <Genies> nicht wiederfinden. Ich erhoffe mir dadurch ein Lernen, das nicht nur am Ende des Semesters kurz über den Tellerrand schaut, sondern sich radikal der Frage stellt: *How can we learn otherwise?*

Doch mit dem Kanon wird lediglich eine erste Schicht angesprochen. Es ist ein Schritt auf dem Weg zur Dekolonisierung, sich einer Pluralität von theoretischem und praktischem Wissen zu widmen und eigene Forschungsmethoden zu ändern. Gleichzeitig darf keine Illusion darüber entstehen, dass Reformen von Sprache und Kanon an der Universität diese dekolonisieren würden. Die «Fuckademia» bleibt die «Fuckademia».³⁵

Inspiziert durch das Decolonizing Media Collective und den Text «Decolonize Media: Tactics, Manifestos, Histories» von Nicholas Mirzoeff and Jack Halberstam³⁶ sehe ich die Notwendigkeit von Räumen des Widerstands und der Verweigerung. Diese Räume sollen dekoloniale Praktiken in den Vordergrund rücken und neue Arten der Beteiligung vorstellbar machen. Es sind Räume, in denen es möglich ist, außerhalb der hegemonialen Logik zu denken und somit das Fundament der Wissensproduktion anzugreifen.³⁷ Diese Räume verstehe ich als Zwischenräume, die die rigiden Grenzen der Universität überschreiten.

Die Dekolonisierung der Medienwissenschaften kann nicht losgelöst von gesellschaftlichen Debatten und kulturellem Umschwung stattfinden. Aber sie ist ein absolut entscheidender Teil davon. Die Auseinandersetzung mit Medien, ihre Analyse und theoretische Reflexion, erfordern nicht nur das Bewusstsein eigener Wahrnehmungsweisen, sondern auch das Verlernen und Verändern derselben.³⁸ Dekolonisierung darf nicht länger als Option oder freiwilliges Zusatzwissen abgetan werden. Sie muss selbstverständlicher Teil unseres Bildungswesens und unserer Selbstbetrachtung werden. Nur so können wir neue Perspektiven und Ideen in unsere Debatten aufnehmen, ernst nehmen und einarbeiten. Die Dekolonisierung der Universität bedeutet eine Richtigestellung der Vergangenheit für eine gerechtere Zukunft.

³³ Alle Zitate finden sich in der digitalen Selbstdarstellung der GfM: Die Gesellschaft für Medienwissenschaft. Selbstverständnis, Forschungsfragen, Wissenschaftspolitik, Eintrag auf der Website der Gesellschaft für Medienwissenschaft, 11.10.2017, zuletzt geändert 27.2.2018, gfmedienwissenschaft.de/gesellschaft (22.11.2021).

³⁴ Dieser Zustand wird von einigen Forschenden und Lehrenden in der Medienwissenschaft, die sich unter anderem im Forum Antirassismus Medienwissenschaft zusammengefunden haben, kritisiert, vgl. den Beitrag «Rassismuskritische Arbeit an/in der Medienwissenschaft: Das Forum Antirassismus Medienwissenschaft (FAM)» in diesem Heft, 150–158.

³⁵ Vgl. Reyhan Şahin: Yalla, Feminismus!, Stuttgart 2019, 10.

³⁶ Nicholas Mirzoeff, Jack Halberstam: Decolonize Media: Tactics, Manifestos, Histories, in: *Cinema Journal*, Bd. 57, Nr. 4, 2018, 120–123.

³⁷ Vgl. ebd.

³⁸ Vgl. Ariella Aïsha Azoulay: *Potential Learning. Unlearning Imperialism*, London, New York 2019.